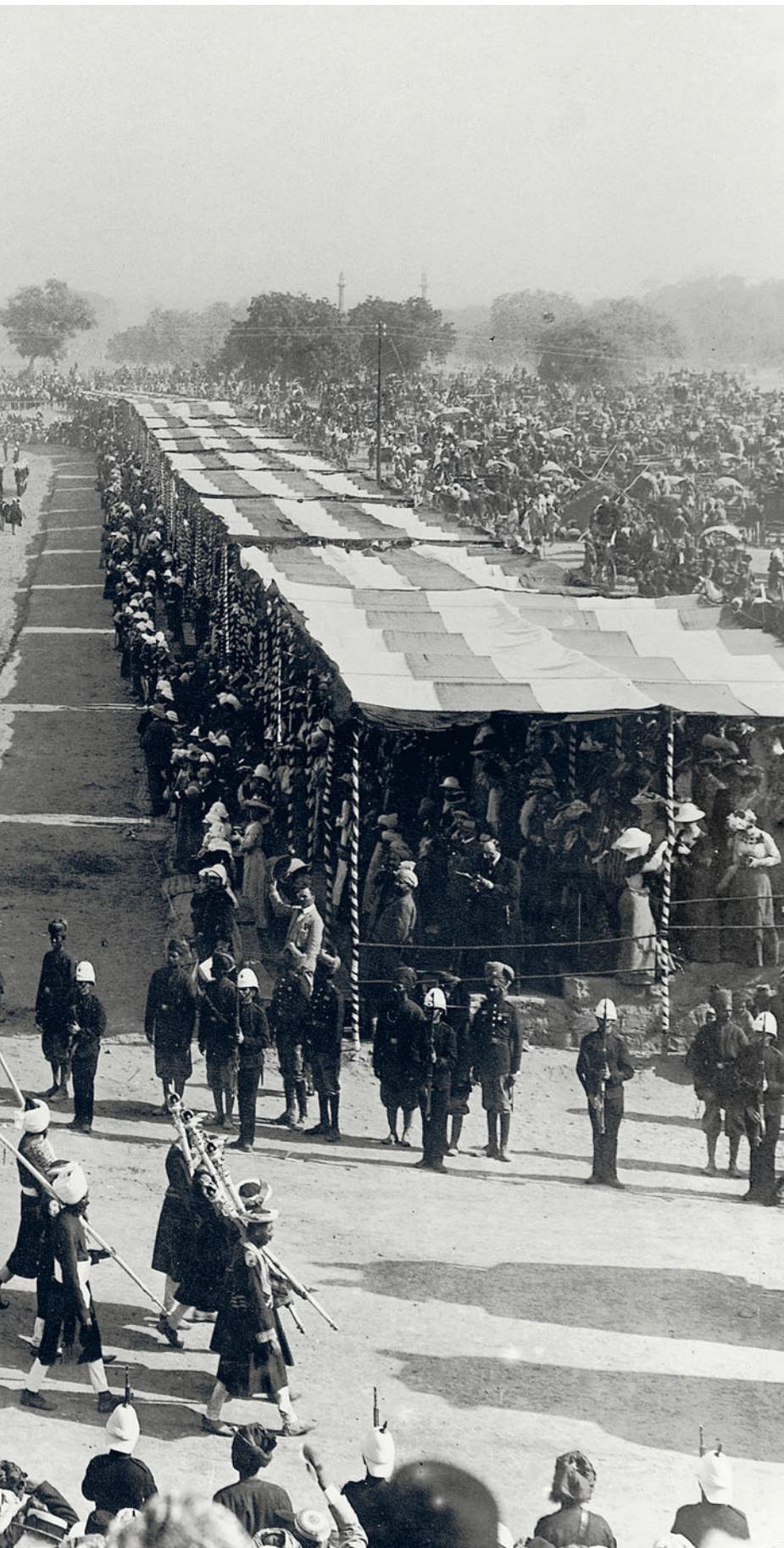


Parade von Prunk-Elefanten mit Vizekönig  
Lord Curzon beim „Delhi Durbar“ 1903





*Mit dem Kaiserreich  
Indien erlebte der britische  
Imperialismus seine  
glanzvollste Epoche. Die  
Weltmacht schwelgte  
in Protz und Pomp, beutete  
den Subkontinent aus,  
schuf aber auch eine  
beachtliche Infrastruktur.*

## Das Juwel der Krone

Von OLAF IHLAU

**A**ufmarschiert mit alles zermal-  
mender Wucht ist eine Armee  
von Elefanten – fast so, wie gut  
2200 Jahre zuvor die grauen Ko-  
losse des indischen Herrschers  
Puri am Fluss Jhelum das Heer des helleni-  
schen Weltenerobers Alexander des Großen  
in Schrecken versetzt haben.

Doch diesmal gilt es keine Schlacht zu ge-  
winnen, sondern ein grandioses Fest zu zele-  
brieren: den „Delhi Durbar“ zur Jahreswende  
1902/03, eine zeremonielle Staatstagung aller  
obersten Herrscher und Honoratioren des  
„British Raj“, des Kaiserreichs Indien.

Gefeiert werden soll auf Einladung des  
Vizekönigs Lord Curzon die Krönung Ed-  
wards VII., des spät zu höchsten Ehren ge-  
kommenen Sohns der großen Victoria, zum  
Kaiser von Indien. Leider in dessen Abwesen-  
heit, der reiseunlustige Monarch schickt bloß  
seinen kleinen Bruder. Aber gleichwohl mit  
zwei Wochen voller Pracht, welche die inter-  
nationale Journaille als „das größte Spektakel  
der Welt“ bejubelt.

Eine Show mit solchem Pomp und Prunk  
gab es in der Tat zuvor wohl nie. Am Tag der  
Parade wälzt sich vom Roten Fort, einst Sitz  
der indomuslimischen Großmoguln mit dem  
Pfauenthron, ein bunter Lindwurm hinab in  
die staubbraune Ebene vor dem Fluss Jamuna.  
Dort ist für die Festorgie als Quartier eine riesige  
Zeltstadt hingezaubert worden.

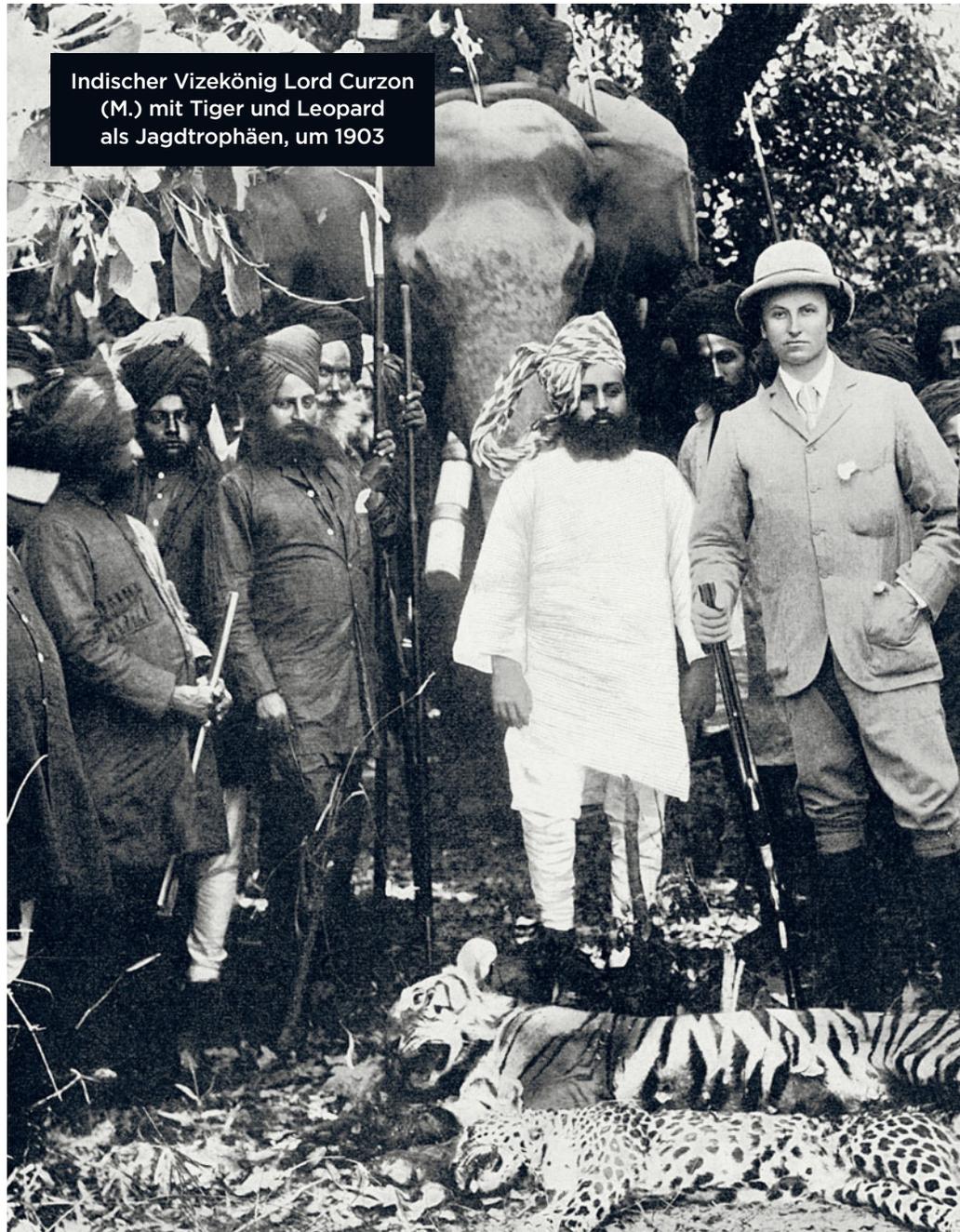
Was für eine Parade von Prunk-Elefanten!  
An der Spitze der größte Bulle Lakshman Pra-

sad, Rüssel und Stirn bemalt, mit golddurchwirkten Purpurbehängen, die Stoßzähne mit Goldbesatz, die Fußringe aus purem Gold. Hoch oben auf dem Howdah, dem Elefantensitz, vergoldet wie ein Thron, schaukeln gravitatisch Vizekönig Curzon und seine amerikanische Frau Mary, einen Diener mit Sonnenschirm hinter sich. Dem Riesen Prasad folgt ein schier endloser Tross weiterer Dickhäuter mit den indischen Fürsten in ihren farbenprächtigen Gewändern, von der Begum aus Bhopal bis zum Maharadscha von Karpurthala – eine Prozession beispiellosen Schaugepranges, voll Unmengen an Brillanten und anderen Edelsteinen. Die Zuschauer hinter den Absperrungen applaudieren hingerissen.

**Der Delhi Durbar 1902/03** markiert gleichsam den Höhepunkt strahlender Selbstdarstellung des britischen Imperiums, und Impresario dieser Veranstaltung ist George Nathaniel Curzon. Aus seiner Studienzeit in Oxford hat er sich als Lebensmotto den Rat angeeignet „never apologize, never explain“ – nie entschuldigen, nie begründen. Wegen seiner Eitelkeit von Zeitgenossen als „schwer zu ertragender“ Administrator eingestuft, bringt es der konservative Politiker und Lord mit gerade mal 40 Jahren zum jüngsten Vizekönig. Er bezieht in der damaligen indischen Hauptstadt Kalkutta, Metropole am Ganges-Delta im unruhigen Bengalen, eine imposante Residenz.

Der herrische Tory-Aristokrat ist besessen von einer Vision: Nach Jahren der Rückschläge wegen eines vermeintlich zu liberalen Auftretens der Kolonialmacht will er nunmehr der Rule Britannia auf dem Subkontinent zu neuem Glanz verhelfen und dem indischen Kaiserreich historisch den Dauerstatus als herausragendes Glied der britischen Weltmacht sichern. Dies unter Forcieren feudaler Werte, die ein System der Apartheid zu festigen suchen, um der winzigen Minderheit weißer Angloinder die Dominanz über die Masse der „Schwarzen“ weiter zu garantieren.

Denn ohne „das Juwel in der Krone“, wie der englische Schriftsteller Paul Scott dieses Indien beschrieb, werde Britannien, so Curzons düstere und letztlich zutreffende Sicht, „von der größten Macht auf Erden“ zu einem „drittklassigen Staat“ absacken. Deshalb kann es für den Chefpropagandisten des Empire keine noblere Pflicht geben, „als die Stricke,



Indischer Vizekönig Lord Curzon (M.) mit Tiger und Leopard als Jagdtrophäen, um 1903

die Indien an uns binden, fest im Griff zu behalten. Unsere Arbeit hier ist recht-schaffen, und sie wird fortbestehen“.

In der Ära des selbstherrlichen Imperialismus zählen Selbstzweifel kaum. „Ein Machtrausch erfüllte zwei ganze Generationen mit Träumen und Zielen immer weiterer Expansion“, beschreibt Wilhelm von Pochhammer, 1924 deutscher Konsul in Kalkutta, Britanniens Herrschaftsgebaren auf dem Subkontinent.

Zum Sinnspruch des Zeitgeists dieser Epoche avanciert „The White Man’s Burden“, Rudyard Kiplings Wort von „Der Bürde des weißen Mannes“, ein Gedicht

über die Zivilisierung der „Wilden“, ursprünglich gemünzt auf die amerikanische Eroberung ehemaliger spanischer Kolonien. Der in Bombay geborene Barde des Empire, Autor der „Dschungelbücher“ und erster britischer Literatur-nobelpreisträger (1907), packt seinen rassistischen Dünkel dann auch in die berühmte Ballade über den Zwist zwischen Briten und indischen Untertanen mit dem Stoßseufzer: „Oh, Ost bleibt Ost, und West bleibt West, und niemals werden die beiden sich treffen“ (siehe Seite 80).

Der kostbarste Besitz der britischen Krone erstreckt sich zwischen den Aus-



läufern des afghanischen Hindukusch über die fruchtbare Ganges-Ebene ostwärts bis zu den Dschungeln Burmas am Golf von Bengalen, von den Schneegipfeln des Himalaja im Norden bis hinunter zu den palmenbestandenen Stränden an Keralas Malabarküste im tropischen Süden.

„Indien ist nur ein geografischer Ausdruck. Es ist so wenig eine vereinte Nation wie der Äquator“, lautete das Verdikt von Winston Churchill, der als junger Infanterieleutnant 1897 am Khyber-Pass der Nordwest-Grenzprovinz in einem Expeditionskorps Bekanntschaft

machte mit aufrührerischen Stämmen der Paschtunen. Da trübte imperialistischer Hochmut Churchills Blick. Der britische Kolonialherr übersah, dass dieses gigantische Gebiet in Wahrheit ein eigener Kontinent der Extreme ist, der alles anzubieten hat, was es auf diesem Planeten an Klima und Vegetationszonen gibt, mit einer beispiellosen Vielfalt von Ethnien, Kasten und Religionsgruppen.

Als „das Land, das alle Menschen zu sehen wünschen“, pries denn auch der amerikanische Schriftsteller und Globetrotter Mark Twain Indien, das er kurz vor Churchill bereiste, und er notierte in seinem Tagebuch schwärmerisch: „Es ist das interessanteste Volk in der ganzen Welt und dabei unerklärlich und unbegreiflich in seinem Wesen wie kein anderes.“

## Gerade mal 1000 britische Beamte genühten, um ganz Indien zu regieren.

Zu Curzons Regentschaft leben hier rund 300 Millionen Inder. Die meisten sind Hindus, knapp ein Drittel Muslime. Darüber hat sich eine weiße Herrscherclique etabliert mit nicht einmal 150 000 Briten. Fast die Hälfte davon sind Soldaten. Deren Regimenter wurden nach dem Niederringen des Sepoy-Aufstands 1857 in strategischen Schlüsselstellungen, isolierten „cantonments“, zwischen Peschawar und Dhaka stationiert. Mit dem Government of India Act von 1858 war die indirekte Herrschaft durch die private Ostindien-Kompanie abgelöst worden. Die indischen Besitzungen unterstanden nun direkt der Verwaltung durch die Krone mit einem Indien-Staatssekretär im Kabinettsrang. Ihm war der Generalgouverneur in Kalkutta unterstellt, der zusätzlich den Titel „Vizekönig“ erhielt, mit einer Amtszeit von fünf Jahren. Das war keine sonderlich glückliche Konstruktion. Sie sorgte für häufige Personalwechsel mit Ausrichtung nach der jeweils in London regierenden Partei, also meist konservativ oder liberal. Viel Verständnis für die zahlreichen Antagonismen des Riesereichs, gar eine Vision für dessen Zukunft ließ sich in derart kurzen Zeiträumen schwerlich gewinnen.

Die herausragende Stellung dieser Kronkolonie im britischen Imperium wurde dann durch das Londoner Parlament 1876 mit der Erhebung Königin Victorias zur Kaiserin von Indien unter-

strichen. Der Monarchin hat dies sehr gefallen, zu ihren Lieblingsdienern zählte ein indischer Lehrer. Aber alles Indische musste sich ihr in London präsentieren, eine Reise ins ferne Hindustan zog sie nie ernsthaft in Erwägung. Vielleicht spürte sie auch instinktiv, dass ihr Kronjuwel kein Besitztum von Dauer sein würde.

Denn die Hoffnungen jener Tage, als missionarische Kolonialverwalter wie Thomas Babington Macaulay noch glaubten, durch britische Erziehung aus den Indern „farbige Gentlemen“ oder gar „braune Engländer“ machen zu können, waren mit dem großen Aufstand zerstoßen. „Wir Briten werden in Indien niemals populär oder gar beliebt werden“, stellte der weitsichtige Konservative und langjährige Premier Robert

Arthur Salisbury schon 1874 illusionslos fest. Der einzige Weg, Britanniens Präsenz dort zu rechtfertigen, sei daher, „mit einer guten, gewissenhaften Verwaltung dem Wohlbefinden der Bevölkerung zu dienen“.

**Für eine gute Verwaltung** sorgen die Briten in der Tat, doch steht dabei zunächst einmal der eigene Vorteil im Vordergrund. Das „Stahlgerüst“ der britischen Herrschaft, so der Waliser David Lloyd George, bildet ein Netz von Verwaltungsbeamten, die nach gründlicher Ausbildung in England ihre gesamte Dienstzeit in Indien verbringen, meist in jener Region, deren Sondersprache sie erlernt haben.

Diese Beamten des „Indian Civil Service“ mit enormen Stäben von indischen Angestellten sind zuständig für Verwaltung, Polizei, Steuererhebung, Gesundheitswesen, Telegrafestationen und untere Gerichtsbarkeit. Viele von ihnen werden während ihrer Berufszeit „zu vorzüglichen Landeskennern“, merkt der deutsche Diplomat Pochhammer nicht ohne Neid an: „Da alle der gleichen Bildungsanstalt entstammten, kannten sie sich untereinander und pflegten einen echten Korpsgeist, der durch den Stolz erhöht wurde, dieser Elite anzugehören.“

Die Männer dieses überwiegend aus der britischen Mittelschicht kommenden Clans sind die höchstbezahlten Be-

Eine Matrone mit grimmigem Gesicht und Trauergewand gab einer ganzen Epoche ihren Namen: Queen Victoria.

# Fee in Schwarz

**Auf See bildeten** die Kriegsschiffe ein Spalier, durch das die sterblichen Überreste Ihrer Majestät von der Isle of Wight zum Festland geschippert wurden, und schwarzgekleidete Untertanen sanken auf die Knie, als dann der Zug mit dem Sarg vorbeifuhr. Gekrönte Häupter aus ganz Europa gedachten am 2. Februar 1901 der 81-jährigen Queen Victoria bei der Trauerfeier in der Kapelle von Schloss Windsor.

Ein ganzes Zeitalter trug da schon ihren Namen; Provinzen, Seen, Städte weltweit waren nach ihr benannt. „Viktorianisch“ stand bereits als fester Begriff für spießbürgerliche Werte, schwülstige Architektur und verklemmte Sexualmoral. Politisch knüpfte sich an den Viktorianismus die „splendid isolation“ Großbritanniens, eines Imperiums, das sich einbildete, ohne Bündnispartner auskommen zu können in einer Welt, die ihm auf dem Höhepunkt seiner Machtausdehnung zu einem Viertel gehörte.

Als Victoria 1837 den Thron bestieg, war die Welt eine leisere. Man ging zu Fuß oder fuhr mit der Postkutsche. 64 Jahre später kurvten Autos auf den Straßen Londons, verband das Telefon Menschen über große Distanzen, stampften im ganzen Land die Maschinen im schlaflosen Takt der Industrialisierung.

Die Menschen hatten gewaltige Umbrüche zu verkraften. Und Verluste: In Irland, nominell keine Kolonie, sondern Teil des Mutterlands, waren in den ersten Jahrzehnten von Victorias Regentschaft 1,5 Millionen Menschen an den Folgen einer Hungerkatastrophe gestorben, nachdem Kartoffelfäule die Ernten vernichtet hatte. Unzählige britische Soldaten fielen in der langen Ära dieser Queen: im europäischen Krim-Krieg, aber auch in mehr als 200 blutigen Auseinandersetzungen in Übersee.

Ihr Name hatte unter jeder Kriegs- und jeder Friedenserklärung gestanden, doch sie selbst hatte keinen der Verträge diktiert, keinen Krieg angezettelt noch verhindern können. „Victoria hat ihrer Epoche den Namen gegeben“, resümiert ihr Biograf Jürgen Lotz, aber in der Ära „nicht entscheidend geprägt“. Ob Großbritanniens Geschichte in den sechs Jahrzehnten ihrer Regentschaft ohne sie einen grundsätzlich anderen Verlauf genommen hätte, dürfe „füglich bezweifelt werden“.

Victoria und ihre Monarchie bildeten einen Mythos, der wohl vor allem ihrer zähen Langlebigkeit geschuldet war. Keiner ihrer Vorfahren saß so lange wie sie auf dem Thron; während 21 Regierungen kamen und gingen, stand sie für Kontinuität und die „gute alte Zeit“. Bis zu ihrem Tod zeigten die Briefmarken das Bild der blutjungen Victoria, die als 18-Jährige auf den Thron gekommen war.

In Wirklichkeit verkörperte da längst eine Matrone mit

grimmigem Gesicht und Trauergewand das Königtum. Als 1861 ihr geliebter Gatte Albert starb, mit dem sie neun Kinder bekommen und der über 20 Jahre lang die Strippen am Hof gezogen hatte, geriet ihr Reich fast in eine Krise, weil sich die Queen jahrelang in ihrem Gram vergrub. Hartnäckig verweigerte sich die Witwe immer wieder ihrer Pflicht, das Parlament zu eröffnen.

Alberts größter Erfolg war die „Great Exhibition“ 1851 gewesen, die Weltausstellung, zu der mehr als sechs Millionen Besucher kamen. 34-mal spazierte die Queen an seinem Arm durch den überdimensionalen Glaspalast, der eigens für die Mutter aller Expos im Hyde Park errichtet worden war. Albert hatte verstanden, dass die Monarchie sich im aufkommenden Zeitalter der Medien inszenieren musste, um zu überleben. Die alljährlichen Fotos der königlichen Familie vor glitzerndem Weihnachtsbaum wurden Kult und zementierten das Bild des biederen Viktorianismus.

Für eine „alarmierende Gefahr“ hielt diese Queen denn auch die lauter werdenden Rufe von Geschlechtsgenossinnen nach Wahlrecht, Gleichstellung, Studienzulassung. Nicht mit ihr: „Die Königin ist selbst eine Frau und weiß, wie anormal ihre eigene Stellung ist“, beschied sie 1870 Premier William Ewart Gladstone.

Und dennoch sagen ihre Biografen übereinstimmend, dass sie selbst sich just in diesen Jahren zu emanzipieren begann. Nach dem Tod ihres Mannes wurde die Souveränin allmählich souverän.

Dazu beigetragen hat der Menschenkenner Benjamin Disraeli, der 1868 zum ersten Mal Premierminister wurde und dann von 1874 bis 1880 wieder. Von Anfang an umgarnte der wendige Aufsteiger die zerrissene Frau, deren Persönlichkeit stets zwischen Arroganz und Selbstzweifeln oszillierte. „Die persönlichen Wünsche der Herrscherin müssen für Mr. Disraeli immer und unter allen Umständen großes Gewicht haben“, versprach er ihr in der dritten Person Singular; ihre Wünsche seien ihm „Befehle von jener Art, bei denen der Gehorsam eine Freude ist“.

Der Außenpolitiker verstand es, seine Home-Queen, die wechselnd ihre Schlösser in der britischen Provinz bewohnte, in eine flammende Imperialistin zu verwandeln. Sie überwand sogar ihre Abneigung gegen den in ihren Augen misstrauten Sohn und Thronfolger und schickte ihn auf Disraelis Geheiß zum Staatsbesuch nach Indien. Dass Prinz Albert Eduard dort mit Führen von Elfenbein und Geschmeide bedacht wurde, führte sie allerdings nicht auf seine, sondern ihre Beliebtheit zurück.

Denn auch wenn sie selbst nie nach Indien kam, war es doch das Land ihrer Träume. In Osborne House auf der Isle of Wight ließ sie einen Durbar-Raum für die indische Sammlung

## Gleichstellung hielt sie für eine „Gefahr“.

ausbauen; Hindi versuchte sie bei einem indischen Diener zu lernen, den sie zu ihrem „Munshi“ (Lehrer) beförderte. Nachdem ihre älteste Tochter Vicky als Frau des preußischen Kronprinzen mit der Proklamation des Deutschen Reiches 1871 kaiserlichen Würden entgegenschau, mochte die Mutter nicht nachstehen. „Ich bin eine Kaiserin und werde in normaler Unterhaltung manchmal Kaiserin von Indien genannt. Warum habe ich diesen Titel nie offiziell angenommen?“, sinnierte sie und setzte fordernd hinzu: „Ich finde, ich sollte es tun.“

Die Opposition hielt diesen Titel für „theatralisch“; Disraeli aber trommelte für die Idee. Er hatte schon immer dafür geworben, aus Indien eine Kronkolonie zu machen. Am Ende bekam seine „Fee“, wie er sie nannte, ihren imperialen Willen. Ab dem 1. Januar 1877 unterzeichnete die Queen stolz mit „V. R. & I.“, „Victoria Regina et Imperatrix“.

Drei Monate später verwies der Premier seine Fee allerdings in ihre Grenzen. Die Russen hatten den Türken den Krieg erklärt, hasserfüllt forderte die Queen, dass Großbritannien gegen den Zaren zu Felde ziehen müsse. Wenn man die russische Besetzung Konstantinopels zuließe, zeterte Victoria, „dann wäre England ... keine Großmacht mehr, und die Regierung, die dies gestattet, könnte nicht mehr bestehen bleiben!“

Doch obwohl sie Disraeli sogar mit ihrem Rücktritt drohte, verweigerte er ihr den Gehorsam. „Es ist eine elende Sache, eine konstitutionelle Königin zu sein, und nicht tun zu können, was richtig ist“, resignierte sie entnervt.

Das zu tun, was „gut und richtig“ ist, war Victorias Lebensmotto. Wie ernst sie diese Pflicht nahm, bewies sie noch als Greisin: Völlig überraschend nahm die von Rheuma Gezeichnete im Frühjahr 1900 die Strapazen eines Irland-Besuchs auf sich. Sie hoffte, dass sie dadurch den irischen Nationalismus schwächen und die aufrührerische Insel stärker an England binden würde.

Ohne bewaffneten Schutz kutscherte sie durch Dublin, hielt eine Lobrede auf die Tapferkeit der irischen Truppen beim Einsatz in Südafrika und kündigte an, künftig auch ein irisches Bataillon als Leibgarde zu beschäftigen. Sie erntete Beifall und vermerkte zufrieden: „Sogar die Nationalisten ... ließen mich hochleben und schwenkten ihre Hüte.“

amten der Welt. Gerade mal 1000 von ihnen genügen, um ganz Indien zu regieren. Theoretisch ist der höhere Verwaltungsdienst auch für gebildete Inder offen. Doch da Ausbildung und Prüfung in England erfolgen, schaffen nur wenige den Sprung nach ganz oben.

**Die weiße Beamtenschar** unter dem Vizekönig sorgt dafür, dass die „Pax Britannica“ in jenen 250 Bezirken und zehn Provinzen die Oberhand behält, die mit über 2300 anerkannten Kasten, verfeindeten Völkerschaften, Religionen und Sekten direkt der britischen Herrschaft unterstehen, auf etwa zwei Dritteln des gesamten Territoriums.



Queen Victoria und ihr indischer Lieblingsdiener Hafiz Abdul Karim, der sie Hindi lehrte, 1893 in Frogmore House

Die Briten verfahren dabei, wie der sich im Indischen Nationalkongress formierende Widerstand der Befreiungsbewegung es später zu Recht anprangert, nach der klassischen Devise des „divide et impera“, des gegenseitigen Ausspielens der verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen. Das geschieht vielfach hinterhältig, im Schüren der historisch bedingten Spannungen zwischen Hindus und Muslimen, auch ganz offen mit dem Schlagwort von den „zwei Nationen“.

Der „Geist der Zwietracht muss aufrechterhalten werden“, machte schon General Hugh Henry Rose, britischer Oberbefehlshaber in Indien seit 1861, aus dieser Subversionsstrategie keinerlei Hehl, „denn wenn ganz Indien gegen uns stände: Wie lange könnten wir uns dann noch behaupten?“ Das war wohl wahr, nur führt es dann beim Kollaps dieses Kaiserreichs und seiner Aufspaltung zu schrecklichen Folgen.

Nie versuchen die Briten, die sozialen Strukturen des Landes mit seinem Massenelend zu ändern. Das Korsett

des hinduistischen Kastenwesens, die Verankerung einer Ständegesellschaft kommt der Kolonialobrigkeit durchaus zupass. In deren imperialem Sinne findet etwa der Oxford-Indologe Monier Monier-Williams, die „Kasten sind nützlich beim Fördern von Selbstaufopferung und Untergeordnetem des Individuums unter ein großes Ganzes“.

Da sind andere Zeitgenossen kritischer. Der ferne Indien-Beobachter Karl Marx sieht in den Kasten das Haupthemmnis für den Fortschritt und moniert aus seiner Londoner Studierstube: „In Indiens Dörfern wird sozialer Status zu unveränderlicher natürlicher Bestimmung transformiert.“

Am besten wissen sich die Vertreter der Krone mit einer sehr kleinen und gebildeten Minderheit ihres Kaiserreichs zu arrangieren, der auf den altiranischen Propheten und Feueranbeter Zarathustra zurückgehenden Religion der Parsen. Deren Anhänger wurden auf der Flucht vor dem Islam von einem toleranten Hindu-Fürsten in Gujarat aufgenommen. Die Briten betrauen sie mit dem Aufbau des Hafen- und Handelsplatzes Bombay. Daraus erwächst Indiens erste moderne und kosmopolitische Stadt, in der Parsen eine Elite stellen, Konzerne wie Tata oder Godrej mit ungewöhnlichen Sozialeinrichtungen aufwarten.

Und dann gibt es in diesem British Raj, auf gut einem Drittel seiner Gesamtfläche, noch das alte, das märchenhafte Indien voller Pracht und verschwenderischem Reichtum: die Gebiete der rund 600 Fürstentümer, der Princely States. Denen garantiert die Krone, wiederum nach dem Prinzip „Teile und herrsche“, gegen Tributzahlungen und Anerkennung der britischen Oberhoheit das Recht auf eigenständige Regentschaft und Landbesitz, somit feudale Privilegien, die sie bis zur Teilung Britisch-Indiens 1947 behalten sollten. Die mächtigsten Fürstentümer, etwa das des muslimischen Landesherrn von Hyderabad, sind so groß wie England nebst Schottland. Die kleinsten gleichen besseren Sprengeln mit marodem Adelssitz. Die Maharadschas, Nizams, Mehtars, Na-

wabs oder Rajas haben bei offiziellen Anlässen Anspruch auf Salutschüsse entsprechend ihrem Rang. 21 Böller, vom Vizekönig genehmigt, gelten als die volle Dröhnung, sie steht etwa den Großkönigen von Gwalior oder Baroda zu.

**Bizarre, abstoßende,** groteske Gestalten finden sich unter diesen einheimischen Herrschern. Für Reformen aufgeschlossen sind nur wenige. Die meisten sitzen gelangweilt in ihrem Palast, verprassen unermessliche Schätze an Gold und Edelsteinen mit kostspieligen Hobbys oder Frivolitäten. Der eine braucht 200 Kurtisanen im Reisegepäck, ein anderer 300 hauptamtliche Köche, ein weiterer 40 nackte Haremsdamen allabendlich in seinem Schwimmbad; wieder anderen steht der Sinn nach 60 000 Tauben, nach 500 Polo-Pferden, Dutzenden Rolls-Royce-Karossen.

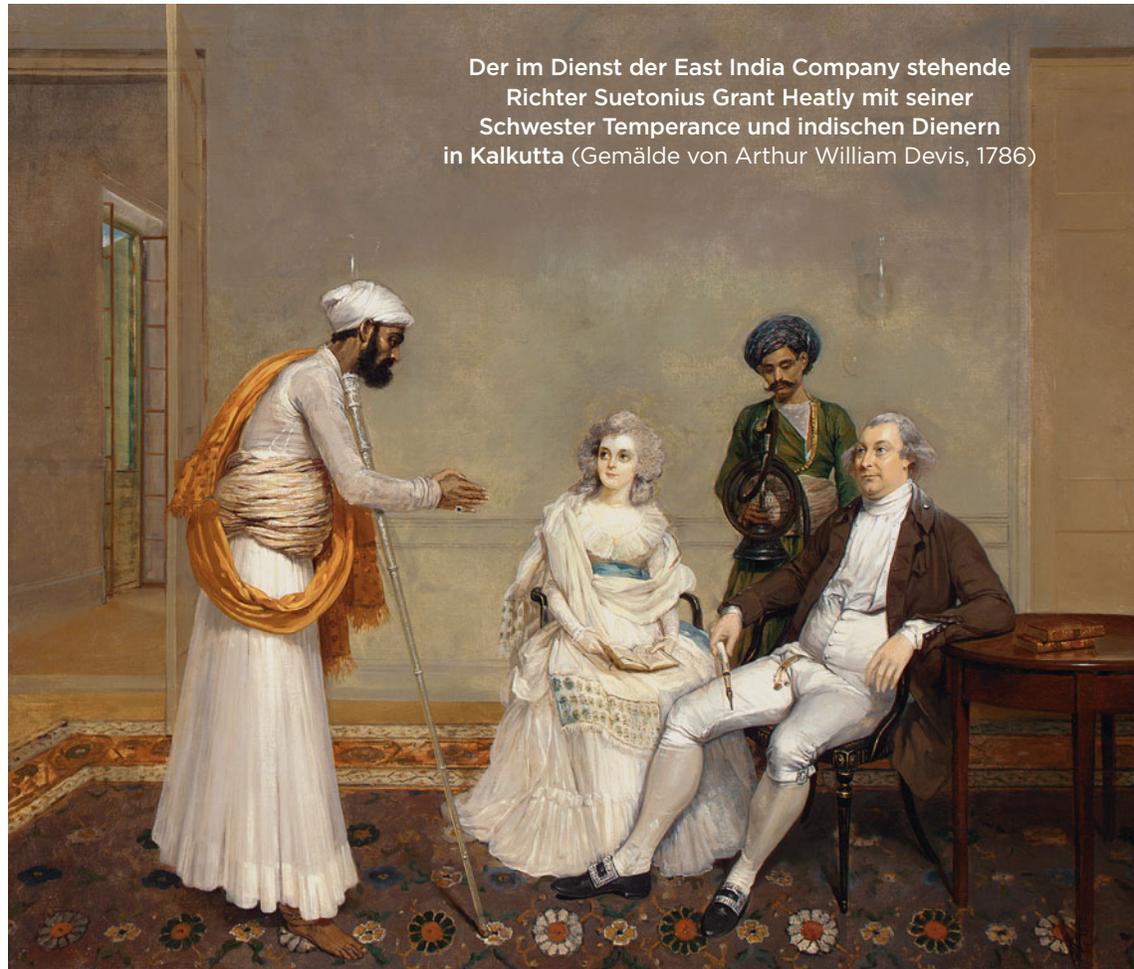
Natürlich gehört die Trophäenjagd zum Zeitvertreib, zu der die einheimischen Fürsten oft auch die weißen Sahibs einladen. Vor allem die Jagdpartien auf Tiger geraten da zur Massenschlächterei. Den Weltrekord an Abschüssen si-

chert sich der Maharadscha von Surguja, der 1150 Tiger zur Strecke bringt.

Ihre Autonomie haben sich diese Landesfürsten als Britanniens Marionetten mit zunehmender Dekadenz und Ohnmacht erkaufte. Für den Empire-Apologeten Niall Ferguson wird „der Playboy-Maharadscha – reich, verwestlicht und geschwächt bis zur politischen Impotenz – in ganz Indien zu einer alltäglichen Figur“.

Jedem der bedeutsameren Fürsten haben die Briten einen Privatsekretär oder offiziellen Gesandten zugeordnet. Die Willkür mancher Herrscher stören solche Aufpasser indes kaum.

Schon früh hatten die Briten Witwenverbrennungen („Sati“) und Menschenopfer verboten, gleichwohl werden barbarische Rituale weiterhin praktiziert. Ein Fürst lässt in jedem Jahr während eines Festgelages für die Göttin Devi einen Brahmanen köpfen. Im Kalitempel von Tanjore bleiben Menschenopfer bis zur Schwelle des 20. Jahrhunderts üblich. Dann stellt man sich gezwungenermaßen auf Ziegen und Büffel um.



Der im Dienst der East India Company stehende Richter Suetonius Grant Heatly mit seiner Schwester Temperance und indischen Dienern in Kalkutta (Gemälde von Arthur William Devis, 1786)

Dass Britanniens Herrschaft den Indern wirtschaftlichen Profit verschaffte, sucht nicht einmal Lord Curzon zu behaupten. „Sie mag gut für uns sein, aber sie ist weder in gleicher Weise noch insgesamt gut für sie“, räumt der imperialistische Aristokrat in einem Augenblick von Nachdenklichkeit ein.

Für London ist der Subkontinent Lieferant von Rohstoffen wie Absatzmarkt für englische Waren, gesteuert und abgeschottet durch eine perfide Zollpolitik. Es ist schlicht Ausbeuterei, was das Empire in Indien betreibt. Die blühenden Textilmanufakturen dort werden durch Einfuhrstopp für indische Waren zer schlagen, und zugleich unterbindet London den Export moderner Maschinen zur Textilproduktion nach Indien. Überhaupt wird die Industrialisierung des Kaiserreichs so lange wie möglich blockiert.

Die Steuerlast ist doppelt so hoch wie in Großbritannien. Sie gilt als Entschädigung für den Verwaltungsdienst der Briten und deren Armee, in der kein Inder Offizier werden kann. Dafür dürfen die indischen Steuerzahler auch noch einen Großteil der Kosten für Feldzüge

staatlichen und privaten Eisenbahnen. Das umfasst zu Curzons Zeit bereits beachtliche 44 000 Kilometer. Die Eisenbahnen sollen dabei helfen, durch schnellen Transport und Verteilung von Nahrungsmitteln die regelmäßig wiederkehrenden Hungersnöte zu bekämpfen. Die von 1876 bis 1878 fordert allein mehr als fünf Millionen Tote.

Sie führen ein abgekapseltes Leben, die weißen Herrenmenschen auf dem Subkontinent, in den Villen und Bungalows ihrer Wohnviertel, in ihren exklusiven Clubs bei Bridge und Cricket, zur „Times“ als Sundowner den Gin Tonic. Hier herrscht der British Way of Life, zu dem Inder allenfalls als Diener Zugang haben.

**Seit der Öffnung** des Suez-Kanals 1869 sind England und Indien einander 5000 Meilen nähergerückt, dauert die gefährliche Seefahrt nicht mehr Monate, sondern vier Wochen. Nun begleiten auch viele Frauen ihre Männer zu deren Verwaltungs- oder Militärmission auf den Subkontinent, verstärken Anwesenheit und Wirken dieser „Memsahibs“

sene Kulturgeschichte zurückblicken. Zudem gibt es gerade in Bengalen eine gebildete Elite. Als deren Spross Rabin-dranath Tagore 1913 als erster Inder den Literaturnobelpreis erhält, wird sein Name von irisch-britischen Dramatiker George Bernard Shaw, wohl ganz im hochmütigen Geist seiner Zeit, zu „Stupendranath Begorr“ verballhornt.

Zur Jahrhundertwende steht das Britische Empire auf dem Gipfel seiner Machtentfaltung, aber es muss sich zunehmend Sorgen um sein indisches Kronjuwel. Denn von Zentralasien aus drängt eine andere europäische Großmacht nach Süden, das russische Zarenreich. Um Afghanistan als Pufferstaat zu erhalten, führen die Briten in ihrer Eindämmungspolitik dort zwei verlustreiche Kriege (siehe Seite 96).

Für Lord Curzon geht es im Duell der beiden Imperien um nicht weniger als „um die Beherrschung der Welt“. Auch Rudyard Kipling nennt das Ringen um Vorherrschaft „The Great Game“, und er setzt diesem Großen Spiel mit seinem Indien-Roman „Kim“ ein literarisches Denkmal.

Noch einmal kommt es in Delhi zum prächtigen Spektakel eines Durbars, im Dezember 1911. Gefeierte wird die Proklamation von George V. zum Herrscher des Subkontinents.

Wieder haben sich Hunderttausende zur Elefantenparade vor dem Roten Fort eingefunden. Doch die wenigsten bekommen den Monarchen zu Gesicht, der ein wenig verloren zwischen den grauen Riesen der Maharadschas auf einem Pferd daherreitet. Vom Londoner Hofjuwelier Garrard & Co. ist aus 6100 Diamanten, Saphiren und Smaragden eigens eine indische Kaiserkrone angefertigt worden. Deren Gewicht, fast ein Kilogramm, bereitet George Kopfschmerzen.

Diese Krone müssen sich seine Nachfolger nicht mehr aufsetzen. Nach dem „last hurrah“ des Empire findet kein britischer Monarch mehr den Weg zu seinen indischen Schutzbefohlenen. Ihnen bleibt in der neuen Hauptstadt Delhi mit den von Edwin Lutyens zwischen den beiden Weltkriegen errichteten Regierungspalästen des Rashtrapati Bhavan bis heute ein Monument der Erinnerung an das verblichene British Raj, pompös und schon auch grandios.

---

*Olaf Ihlau, 70, war Auslandsressortchef des SPIEGEL und veröffentlichte 2006 „Weltmacht Indien. Die neue Herausforderung des Westens“ (Siedler Verlag).*

## Nie versuchten die Briten, die sozialen Strukturen des Landes zu ändern.

tragen, die das Empire zur Absicherung seiner weltpolitischen Vormachtstellung braucht, von Afghanistan bis Burma.

Es sind britische Firmen, die das Kaiserreich ausplündern. Sie sichern sich den Handel mit Jute, Indigo, Tee, jeder Menge an Bodenschätzen sowie mit Reis und Weizen ohne Rücksicht auf die Ernährungsbasis. Die Gewinne der Firmen und die Zinsen für die Kapitalanlagen fließen nach Großbritannien zurück, Ende des 19. Jahrhunderts Europas reichstem Staat. Die drastischen Folgen illustriert ein bezeichnender Vergleich: In den beiden Jahrhunderten zwischen 1757 und 1947 wächst das Pro-Kopf-Einkommen der Briten um 347 Prozent, jenes der Inder gerade mal um 14 Prozent.

Mehr als andere europäische Kolonialisten zur damaligen Zeit tun die Briten immerhin für den Ausbau der Infrastruktur. Etwa mit der Förderung des künstlichen Bewässerungssystems in der Landwirtschaft, um einen Ausfall des Monsunregens auszugleichen.

Vor allem aber betreiben sie die massive Erweiterung des Streckennetzes der

die Isolation gegenüber den Einheimischen.

Man lebt und feiert in vertrauter Gesellschaft, Schulkinder werden aufs Internat nach England geschickt, man kann sich auch Heimaturlaube leisten. So entsteht eine eigene Identität der Angloinder mit einer Attitüde des Snobismus und der moralischen Überlegenheit, die, wie Charles Allen, Autor zahlreicher Geschichten aus dem Raj, es formuliert, „in ihrer schlimmsten Form den Raufbold und Rassisten hervorbringt, also von Typen, die alle Inder ‚Nigger‘ nennen und alles Indische verspotten und herabsetzen“.

Die Vorurteile der meisten Briten pumpen sich seit Abwehr der Great Mutiny zu einem Rassendünkel auf, den wiederum der Kolonialdichter Kipling zu rechtfertigen weiß: „Ein Mann sollte, was auch immer geschieht, zu seiner eigenen Kaste, Rasse und Herkunft stehen.“

Dabei ist Indien, anders etwa als Nordamerika, kein dünnbesiedeltes, weitgehend unerschlossenes Land. Es kann auf eine in Jahrtausenden gewach-